töne drangen schon von Weitem an mein Ohr und das so herrliche „Gloria in excelsis Deo“ und „Friede den Menschen auf Erden“ versetzten mich im Geiste auf Bethlehems Fluren an die Krippe im Stalle. — Und wie viele Anbeter waren dort versammelt! Das liebe Jesukind hat gewiß viele Freude gehabt und uns nicht leer weggehen lassen, deß bin ich sicher, und nie wird mir diese meine erste Christnacht aus dem Gedächtnis schwinden. Das neue Jahr hat auch seinen Anfang gefeiert, und obschon ich die heilge Nacht mit Tanzen zubrachte, hatte ich doch meines Gottes nicht vergessen. Ihm weihte ich in der Stille meines Herzens den Beginn desselben, auf daß das ganze Jahr für mich und die lieben Meinen ein recht gesegnetes und glückliches werden möge. Viel lieber wäre ich zu Hause geblieben, und muß ich überhaupt gestehen, daß ich froh bin, wenn unsere Tanzstunden zu Ende sind. Was ist das doch für ein ganz anderer Genuß, eine ganz andere Wonne und Seligkeit, wenn ich vor dem heiligsten Sakramente knie, als dort die Stunden mit Tanzen verdringel — Was mag das neue Jahr mir wohl Gutes und Böses bringen? Abermals wirft sich mir diese Frage auf. Doch ich will nicht weiter darüber nachdenken; mag kommen, was kommt, ich bin in Gottes Hand. Er wird meine Schritte leiten und führen; er wird väterlich für mich sorgen, wie er es auch bisher getan hat. Auf ihn werde ich vertrauen, und zu Schanden werde ich ewig nicht. O Maria, meine Mutter, bitte für mich, auf daß ich den Willen Gottes erkenne und den rechten Weg wandle.

* * *

N., den 19. Januar 18 . .

Nun haben wir heute morgen den Schluß des ewigen Gebetes in unserer Kirche gefeiert, das war auch einmal wieder ein freudiger Tag, der gestrige. Rechtzeitig fand ich mich in der Kirche ein und empfing mit vielen andern die hl. Kommunion. Wie schön war der Altar mit Blumen und Kerzen geziert! Und nicht alles um mich her zur Andacht ein? Den ganzen Tag hätte ich wohl dort vor dem ht. Sakramente zubringen mögen, zu den Füßen meines lieben Jesus, der für uns arme Menschen solche Wunder der Liebe wirkt, der sich würdigt, beständig unter uns zu wohnen, unter uns, die wir ihn so oft und so leicht betrüben, die wir seine unendliche Liebe mit Undank vergelten! — Doch von jetzt an will ich nicht mehr undankbar sein, nein, ich will das süßeste Herz Jesu nicht mehr betrüben. Ach, könnte ich doch meinen Jesum lieben wie ihn seine Engel und Auserwählten lieben! Könnte ich meinen bisherigen Undank wieder gut machen! Du kennst, o Jesus, meinen guten Willen, Du weißt, daß ich Dich liebe, daß ich wenigstens wünsche und verlange, Dich zu lieben und obschon mein Wille gut, so kennst Du doch meine große Schwäche. Wie oft schon habe ich Dir versprochen, besser zu werden und ach wie wenig habe ich davon erfüllt! Verzeih' mir göttlicher Heiland, verzeih' Deinem schwachen Kinde, daß es Dich noch so oft betrübt und gib mir, ich bitte Dich recht inbrünstig, gib mir Stärke und Kraft, meine Vorsätze besser und treuer zu halten. Sei Du stets bei mir, süßer Jesus, hilf mir im Kampfe und gib mir den Sieg, damit ich zur Krone des ewigen Lebens gelange und niemals mehr von Dir getrennt werde. Denn Du, o guter Jesus, bist meine einzige Freude, meine Hoffnung und meine Zuversicht, mein Jesus und mein Alles. Was habe ich im Himmel und auf Erden außer Dir, Du Gott meines Herzens und mein Anteil in Ewigkeit! Ich bitte Dich Jesukindchen klein — Mach' mein Herzchen rein — Laß niemand drin wohnen — Als Jesus, Maria und Josef allein.

Der Kreuzweg der armen Margret.

Erzählung von L. Rüdling.

2. Margret nimmt das Kreuz auf.

Und es ging so, wie es unter Kindern geht. — Die Trude Haling hatte es nachher im Vertrauen der Minna Geßner erzählt und die sagte es ihrer Mutter daheim. Tags darauf, als Frau Geßner in den Verein kam, wo die Damen die schönen neuen Meßgewänder stickten und die Röckchen der Meßdiener zusammenflickten — denn die Jungen fuhren immer zu ungestüm hinein und heraus —, da erzählte sie es der Frau Dr. Finkenstein. Und auch Fräulein Martha, die Schwester des Herrn Pfarrers, hörte voll Interesse und Teilnahme mit zu. Die mußte es wohl dann dem Herrn Pfarrer selber gesagt haben. Denn als er einige Stunden später in der Abenddämmerung seine Wohnung verließ, sah man ihn den Weg zum Küstergäßchen einschlagen.

Er sah prüfend an den Hausnummern empor, und als er schließlich über der Türe eines schmalen, wie von Alter vornüber geneigten Hauses die Nummer 7 stehen sah, schritt er durch die offene Haustüre. Die Müllers unten im Parterre hatten ihn kommen sehen und geschwind eine bessere Decke auf den Tisch gelegt; aber dann kam er gar nicht zu ihnen herein, sondern stieg die Treppe hinauf. Die Kleinbergers im ersten Stock hatten ihn auch kommen sehen; denn Frau Kleinberger saß gerade mit einem Strickstrumpf am Fenster. Aber sie dachte sich gleich, daß der geistliche Herr nicht zu ihnen wollte, und strickte ruhig weiter. Und sie hatte ganz richtig gedacht; denn der Herr Pfarrer ging auch an ihrer Türe vorbei und stieg die schmale Treppe hinauf, die noch zur Wohnung der Witwe Erlau führte. Frau Kleinberger hörte ganz deutlich die alten Stufen ächzen und den alten Herrn seufzen; denn er hatte neulich seinen 70. Geburtstag gefeiert und litt arg an der Gicht.

Aber dennoch hatte der greise Seelsorger es sich nicht verdrießen lassen, die steile und enge Treppe hinaufzusteigen. Droben in dem Halbdunkel eines kleinen Vorplatzes blieb er stehen, atmete auf wie einer, der einen Berg glücklich erstiegen hat, und schaute sich um. Zwei verschlossene Türen führten offenbar zu unbewohnten Bodenräumen. Eine dritte aber stand halb offen und gewährte den Einblick in eine mehr als kleine und ärmliche Küche, die offenbar zugleich den Zugang zur Wohnung bildete. Aber trotz aller Kleinlichkeit und Armlichkeit war doch alles sauber, jedes Töpfchen auf seinem Platz und kein Stäubchen Asche vor der Herdtür. „Saubere Leute, — das sieht man auf den ersten Blick“, dachte der Herr Pfarrer und wollte eben an die Türe des Wohnzimmers klopfen. Da hörte er, daß drinnen laut gebetet wurde und zog seine Hand wieder zurück. Ganz deutlich vernahm er die helle, klare Stimme eines Kindes, das vorbetete, und die leise, kraftlose einer Frauenstimme. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über das Gesicht des greisen Priesters.

Da drinnen wurde der schmerzhafte Rosenkranz vorgebetet! Die kleine Hausandacht schien sich aber schon ihrem Ende zuzuneigen; denn die Stimme des Kindes sprach eben von „Jesus, der für uns das schwere Kreuz getragen hat“. Als gleich darauf ein „Ehre sei dem Vater“ hinzugefügt wurde, schien ihm der rechte Augenblick gekommen, um dem Gebete noch ein früheres Ende zu bereiten — und er klopfte an.

Da brach die Stimme im Zimmer rasch ab und rief dann im Tone leisen Erschreckens: „Mutter, es hat geklopft!“ Auf ein schwaches „Herein“ — trat der Herr Pfarrer durch die Türe und sagte freundlich: „Guten Abend, Frau Erlau, aber es tut mir leid, daß ich Sie gerade in Ihrer Andacht störe!“

Die Kranke richtete sich mühsam auf und sagte: „Ach, der Herr Pfarrer! Wie gütig es von Ihnen ist, mich zu besuchen! Geschwind, Margret, hol dem hochwürdigen Herrn einen Stuhl!“ Das Kind, das sich etwas scheu und verlegen in eine Ecke zurückgezogen hatte, ließ jetzt flink sein Rosenkränzlein in die Tasche gleiten und schob dann den besten der drei Stühle in die Nähe des Bettes, indes die Mutter sagte: „Margret, geh in die Küche und hol noch etwas Holz in den Ofen; es wird dem Herrn Pfarrer zu kühl hier sein.“

Der aber wollte nichts davon wissen, daß Margret fort ging, sondern sagte: „Bleib nur, Kind! Ich werde mich nicht lang aufhalten und du sollst auch selber mit hören, warum ich gekommen bin! Ich möchte nämlich gerade wegen Ihres Kindes mit Ihnen sprechen, Frau Erlau!“

In dem Gesicht der Kranken zeigt sich ein Schatten und sie fragte besorgt: „Das Kind wird doch nichts angestellt haben, Herr Pfarrer?“ „Nein, gewiß nicht,“ entgegnete tröstend der geistliche Herr, „im Gegenteil! Ich habe mir vorhin von ihrer Fräulein Lehrerin sagen lassen, daß sie fleißig und brav ist — und da wollte ich ihr eine Freude machen!“

Als klein Margret das hörte, fing ihr das Herz an zu klopfen und sie war beinahe so verlegen, als wenn sie gezankt worden wäre. Denn sie wußte gar nicht, daß sie besonders fleißig und brav gewesen. Der Besucher aber fuhr jetzt fort: „Frau Erlau, ich habe mich darum entschlossen, Ihre Margret, obwohl sie kaum zehn Jahre alt gewesen ist, schon am kommenden Weißen Sonntag mit kommunizieren zu lassen.“

Da gabs dem Kinde nur so einen Stich ins Herz — vor Ueberraschung und Freude. Denn so was hatte sie doch gar nicht zu denken, viel weniger zu hoffen gewagt. Auch die Mutter schien ganz verwirrt über den Vorschlag und meinte erst, ihr Kind wäre wohl doch noch zu jung und verstände es noch nicht so ganz. Aber der geistliche Herr wußte all ihre Bedenken leicht zu zerstreuen — und zuletzt nahm er das vor Aufregung nur so bebende Mädchen an der Hand und sagte: „Hör mich mal an, Margareta! Du würdest zwar meine allerkleinste Erstkommunikantin sein — aber ich hoffe, zugleich auch meine allerbeste. Ich habe gehört, auf allerhand Umwegen freilich, daß du in der Kirche immer schön andächtig bist — und ist das wahr, daß du gestern bei der Predigt von Pater Paulus geweint hast?“

Margret erschrak, als sie vernahm, daß nun gar der Herr Pfarrer von ihren Tränen wußte, und sie nahm sich vor, der Trude Haling nicht so bald wieder was zu sagen, weil sie doch alles ausplauderte. Was sollte sie aber jetzt dem Herrn Pfarrer antworten? Sie schwieg verlegen und ließ das Köpfchen hängen. Da sagte die Mutter: „Es liegt schon ein bißchen zu viel Leid auf dem schwachen Kind, hochwürdiger Herr! Statt daß ich für sie sorgen kann, muß sie jetzt schon seit Wochen für mich sorgen, weil ich sonst gar keinen Menschen habe, und mir selber nicht mehr helfen kann. Dazu muß sie noch ihre Schulsachen lernen — und wenn jetzt noch der Kommunionunterricht dazu käme, so fürchte ich, es wird dem Kind ein bißchen gar zu viel.“

Ehe noch der geistliche Herr etwas darauf antworten konnte, griff jetzt plötzlich Margret nach der Hand der Mutter, und bat: „Ach bitte, laß mich doch, denn ich kanns gewiß schon lernen.“ Ueber dieses Wort freute sich der alte Seelsorger nicht wenig. Aber er ließ es für den Augenblick nicht merken, sondern fragte mit einem ganz ernsthaften Gesicht: „Ja, Kind, das Lernen tuts aber nicht allein! Du müßtest aber auch noch fleißiger als bisher für dein krankes Mütterchen sorgen, müßtest weiterhin Stube und Küche so hübsch sauber halten, wie ich das heute fand — und dürftest bei aller Arbeit und allem Leid dein Köpfchen nicht hängen lassen, sondern müßtest dein Kreuz mutig und freudig auf deine Schultern nehmen, damit der liebe Heiland am Weißen Sonntag sieht, daß du wirklich sein Jünger gewesen bist und er dir ein Plätzchen an seinem Tisch gönnen darf. — Willst du das, Margareta?“

Da zuckte es das Kind wie ein fester Vorsatz und es sagte mit einer Stimme, die gar nicht mehr zitterte und gar nicht mehr aus einem bangen und traurigen Herzen kam: „Ich will!“

Hernach sprach der Herr Pfarrer noch ein paar Worte mit der Mutter allein und zog dann sein Brevier aus der Tasche, indem er aufstand und sagte: „Ehe ich fortgehe, muß ich doch meiner kleinsten Kommunionschülerin noch ein Bildchen hier lassen. Er nahm verschiedene aus dem Buch, legte sie aber wieder hinein, weil sie ihm für die Gelegenheit weniger geeignet schienen. Endlich war ihm eins recht, er gab es dem Kind in die Hand und verabschiedete sich rasch.

Als nachher Margret mit ihrer Mutter wieder allein war, steckte das Kind eine kleine Lampe vorsichtig an, legte das Bildchen auf den Tisch und rief: „O, wie schön ist es! Das Jesuskind hat schon ein Dornenkrönlein auf dem Lockenkopf und ein großes Kreuz auf der Schulter! — Und darunter steht gedruckt: „Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!“

Kaum hatte das Kind die Worte gelesen, da beugte es sich nieder und küßte das Bildchen. Und in ihrem Herzen nahm es auch sein Kreuz auf — und nahm sich vor, nie wieder bei der Predigt über sein Leid zu weinen.

Brockensammlung, Kloster Marienberg.

Ungenannt ein Goldstückchen.
Ungenannt von Neuß eine Brosche.
Ungenannt von Neuß drei Ringe.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

„Autorisé par la censure“

St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 8. Sonntag, 23. Februar. 1919.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 23. Februar: Petrus D.
Montag, 24. Februar: Matthias.
Dienstag, 25. Februar: Walburga.
Mittwoch, 26. Februar: Mechtildis.
Donnerstag, 27. Februar: Leander.
Freitag, 28. Februar: Roman.
Samstag, 1. März: Suitbert.

Sonntagslesung.

Umgang und Vertraulichkeit.

„Offenbare dein Herz nicht jedermann“, sondern suche dir einen Freund aus, der wahrhaft weise ist und den Herrn fürchtet, den mache zum Vertrauten in allem, was dir anliegt.

Den Reichen schmeichle nicht und umschwänzle nicht die Großen. Geselle dich lieber zu denen, die sich durch Einfalt und Demut, Andacht, Züchtigkeit und Sittsamkeit deinem Herzen empfehlen.

Fliehe den vertraulichen Umgang mit einem Weibe und empfiehl das ganze fromme Frauengeschlecht Gott dem Herrn. Du weißt ja, bei den sogenannten frommen Gesprächen mit Frauen kommt nicht viel heraus. Sie wollen immer guten Rat haben, aber befolgen ihn selten; und, da sie oft recht geschwätzig und breitspurig sind, nehmen sie dir oft viel von deiner kostbaren Zeit.

Liebe muß man gegen alle im Herzen haben, aber vertraut sein mit jedermann, das taugt nicht.

Der vertraute Umgang mit Gott, seinen Engeln und den Heiligen als deinen schönsten Vorbildern, sei der liebste Wunsch deines Herzens. Dabei kommt für dich etwas heraus, während oft, je mehr du unter die Menschen gehst, um so weniger du als Mensch zurückkommst.

Thomas von Kempen, I. 8.

Sei vertraut mit keinem Weibe!
Gott empfiehl die guten alle!
Sei vertraut mit Gott und Engeln,
Menschen nicht! Das schützt vor'm Falle.

Der Saemann.

Man kann in Kalendern, in denen kurz der Inhalt des Evangeliums angegeben wird, beim heutigen Sonntage lesen: „Evangelium vom Saemann“, obgleich der Saemann eigentlich gar keine Rolle darin spielt, vielmehr der Same und der Boden, auf den er fällt. „Der Same“, sagt der göttliche Heiland, „ist das Wort Gottes“. Die Herzen aber, die das Wort Gottes aufnehmen sollen, die kann der Saemann, d. h. derjenige, der die Predigt hält, das Wort Gottes verkündet, sich nur insofern schaffen, als er durch seine ganze seelsorgliche Tätigkeit, und besonders durch sein Beispiel unter dem Einfluß der Gnade die Gemüter empfänglich macht, bereitwillig seine Belehrungen anzunehmen, daß sie selbst duch gesteigertes Gebetsleben ihr Inneres für das Höhere empfänglich machen und durch ein wirkliches Verlangen nach der Tugend die Dornen entfernen, die den aufgehenden guten Keimen des Samenkorns Luft und Licht nehmen. Insofern kann man nun allerdings auch über den Saemann und seine Beziehung zu denen, in deren Seelen er den Samen des göttlichen Wortes ausstreuen soll, bei diesem Evangelium seine Gedanken haben. Da gibt es nun zunächst viele, auch sonst gute Christen, die der Person des Saemannes eine zu große Bedeutung beimessen. Sie haben bei dem Besuch der Predigt weniger mit dem Samen als fast ausschließlich mit dem Saemann, weniger mit dem Worte Gottes, als mit dem der es verkündet, zu tun. Wer predigt heute? der Vikar, oder der Pastor? der Kaplan X oder der Kaplan Y? Und wenn man die Urteile über die Predigt hört, dann heißt es in der Regel: „Der hat so schön gesprochen“, „Der hat es den Leuten aber einmal gesagt“, „Heute hat er wieder einmal geschimpft“, „Der hat eine Stimme, als wenn es donnerte“, „Heute war es langweilig“; aber kein Wort, was er denn gesagt, keine Bemerkung, daß es einem zu Herzen gegangen. Das hört man nicht oft, und dann sind es in der Regel kindliche einfache Seelen, alte fromme Mütterchen, die einmal sagen: „Heute hat mich die Predigt tief ergriffen“, „daraus habe ich etwas mit nach Hause genommen“.

Gewiß kommt es viel auf den Saemann an. Die Zuhörer müssen wissen, was der uns predigt, das übt er selbst. Wenn er über die Sanftmut spricht und die Leute, die den Herrn an seinem Hause besuchen, fänden ihn da immer so aufgeregt und zornig, dann wirkt eine solche Predigt nicht viel oder gar nichts, weil die Leute bei dem Anhören der schönen Worte bei sich denken und sprechen: „Arzt heile dich selbst“. Und wenn über die Barmherzigkeit und die Liebe zu den Armen gepredigt und zum Geben für alle guten Zwecke ermuntert wird, die Leute aber wissen, der Prediger hält die Finger zu oder meinen: „Er sieht aufs Geld“, dann wirkte in dem Munde eines solchen selbst eine Predigt, die sonst immer wirksam ist, weil sie sich an das natürliche Mitgefühl wendet, nicht viel. Ein Ofen, in dem kein Feuer brennt, kann auch die Stube nicht erwärmen, und wenn die Erde vom Frost erstarrt ist, treibt sie keine Blätter und Blüten.

Allerdings gilt ja auch hier das Wort: Folget ihren Worten, aber nicht ihren Werken, aber wenn das Beispiel fehlt, fällt der gute Same auf hartgetretenen Weg und die losen kritisierenden Reden besonders derer, die auf die Geistlichen überhaupt nicht gut zu sprechen sind, und abfällige Bemerkungen, die wie die Vögel umherflattern und sich in den Eisenbahnabteilen, in den Fabrikräumen und auf den Arbeitsstätten niederlassen, nehmen das an und für sich gute Samenkorn weg. Der göttliche Heiland bezeichnet das als das Werk des Teufels: „Dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden.“

Der Saemann, der über das Feld geht, ist sehr einfach angezogen, manchmal hat er sogar den Rock ausgezogen, weil ihn das Säen in Schweiß bringt. Aehnlich muß es auch derjenige machen, der den Samen des göttlichen Wortes ausstreut. Will jemand bei einer großen Festversammlung in der Stadthalle eine Rede halten, zieht er ja wohl Frack und weiße Weste an und spricht gedrechselte und extra schön gestellte Worte zu der Versammlung. So solls der Verkündiger des göttlichen Wortes nicht machen. Gewiß soll er, ehe er auf die Kanzel geht, fleißig studieren und nachsehen, daß das, was er aussät, auch echtes Weizengut ist, in dem sich keine tauben Körner befinden, aber dann soll er sich zwar einer edlen, aber einfachen Sprache bedienen, daß das Volk ihn nicht anstaunt, sondern versteht, und fühlt, bei unserem Prediger hat zwar der Kopf gedacht, aber es spricht das Herz. Durch diese Art der Predigt hat der Pfarrer von Ars Wunder gewirkt, nicht bloß in seiner Gemeinde, sondern ungewollt meilenweit die Leute zu seiner Kanzel gezogen.

Dem Sämann wirds heiß beim Säen. So solls auch dem Prediger ergehen, nicht körperlich verstanden, daß er immer den Schweiß von der Stirne trocknen muß, aber man muß fühlen, dem da oben ist das, was er sagt, Selbsterlebtes, Tiefempfundenes, etwas so Heiliges, daß er Herzblut dafür hergibt.

Wenn aber der Sämann all die guten Eigenschaften hat, so ist doch alle seine Mühe und Arbeit umsonst, wenn diejenigen,

in deren Seelen er den Samen ausstreuen soll, ihm keinen gutbereiteten Herzensboden entgegenbringen.

Der beste Sämann war der göttliche Heiland. Und was hat er bei den Pharisäern, bei den Juden überhaupt erreicht? War sein Werk nicht ein eigentlicher Mißerfolg? Und warum? Anstatt sein Wort als das Wort Gottes anzunehmen, fingen sie an zu kritisieren und sagten, er stände mit Beelzebub in Verbindung und von dem hätte er seine Weisheit. Das heißt aber geradezu der Gnade Gottes widerstehen. Und das ist auch der Grund, warum leider so manche Predigten so unfruchtbar bleiben. Man ist mehr geneigt, die Predigt und den Prediger zu kritisieren und zu benörgeln, als sein eigenes Herz durch die Furchen der Reue zu spalten und durch die Liebe zu erwärmen, und so das Samenkorn eine gute Aufnahme findet.

Sieh, der Himmelssämann schreitet — Durch die Fernen, durch die Nähen, — In die Herzen, die bereitet — Goldnen Samen auszusäen.
Soll die Gottessaat gedeihen, — Muß der scharfe Pflug der Leiden — Tiefer Furchen lange Reihen — In das harte Erdreich schneiden.
Muß Geduld den Samen hegen, — Muß ihn Himmelstau erquicken, — Sonnenschein und milder Regen — Bis vom Halm die Aehren nicken.
Muß ihn Liebe treu besorgen — Und mit Fleiß das Unkraut reuten, — Bis der schönste aller Morgen — Kommt mit seinen Erntefreuden.
Fröhlich werden dann sie singen, — Die ihr Brot im Schweiß erwarben, — In die ew'gen Scheunen bringen — Voller Aehren reiche Garben.

Die erste Liebe.

VII.

Weil jedoch im Laufe der Jahrhunderte in und außer der Kirche, des Reiches Gottes auf Erden, so viel Selbstsucht und mit der Selbstsucht so viel Selbstverblendung für das wahre eigene und gemeinsame Wohl in die Menschheit eingedrungen, darum hat zwar das Ringen und Jagen nach Erwerb und damit, wenn man will, auch der Arbeitstrieb zugenommen, aber daneben hat die opferfreudige Liebe ihr Heim verlassen und hat ihre Werbe- und Heilkraft verloren. Eine Behauptung, die wir zu jeder Zeit im eigenen Kreise können bestätigt finden? Oder ist denn nicht jeder selbstsüchtige, sich selbst in allem suchende Mensch, und wenn sein Arbeitsfleiß nicht zu übertreffen wäre, nicht immer anderen gegenüber auch ein liebloser Mensch? Der Stolz, die Selbstsucht sind noch immer der Tod der wahren Liebe gewesen.

Nur eine kurze Zeit blühte allerdings diese hohe Christusliebe in dem engeren kleinen Vereine und Kreise der ersten Christenheit. Ihr frohes, reines Bild glänzt durch die neutestamentlichen Berichte der Evangelien, der Apostelgeschichte und der Briefe der hl. Apostel in allerdings wechselnden Farbenspielen zu uns herüber. Im morgenfrischen Wehen des Christusgeistes, im Angesichte des größten Opfers auf Kalvaria, das die Welt gesehen, im lebendigen Verkehr mit Männern, welche, wie Paulus, arm sein wollten, um viele reich zu machen, und in der Kraft eines lebendigen Glaubens sich nicht fürchteten vor Trübsal oder Bedrängnis, Verfolgung, Schwert, Hunger und Blöße, deren Leben ein Verlangen war, aufgelöst zu werden, um bei Christus zu sein, im Umgange mit Männern, wie Johannes, dem Jünger der Liebe, der nahe dem hundertsten Jahre sich noch in die Versammlung der Christen tragen ließ, um nur die eine Mahnung zu wiederholen, in der alles zusammengefaßt ist: „Kindlein, liebet euch untereinander", da konnte es ja nichts anders sein, — denn die Kohle muß sich am Feuer entzünden —, als daß wie es in der Apostelgeschichte heißt: „Die Menge der Gläubigen ein Herz und eine Seele und große Gnade von Gott bei ihnen allen war." Beweis davon war, daß kein eigentlich ganz Armer unter ihnen war. Denn diese wunderbare Gottesgnade der Liebe, welche die Herzen bezwingt, beseeligt und vereinigt, trieb alle Wohlhabenden zur Mildherzigkeit und zum Geben und Mitteilen an. Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie *sein* wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam. Die Reichen besaßen, wie der Apostel sagt, als besäßen sie nicht. „Es war keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viele ihrer waren, die da Aecker und Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld der verkauften Güter und legten es zu den Füßen der Apostel und man gab einem jeden, was ihm not tat." Die ersten Christen arbeiteten, aber setzten die Arbeit in Liebe um.

Die Sozialdemokratie beruft sich wohl auf diese Gemeinschaft der Güter unter den ersten Christen als das Vorbild dessen, was auch sie will, die sogenannte Gütergemeinschaft, der Kommunismus. Aber diese Gütergemeinschaft, dieser Kommunismus der Sozialdemokratie ist von dem christlichen Kommunismus der jungen Kirche total verschieden, beruht auch auf einem ganz anderen Fundamente und wird getragen von ganz anderen Grundsätzen. So unsinnig und töricht waren diese ersten Christen nicht, wie unsere heutigen Gütergemeinschaftler, daß sie eine völlige Gütergemeinschaft unter Aufhebung alles Eigentums eingeführt hätten. So unvernünftig waren sie nicht, daß sie den Besitz als etwas Unrechtes, als etwas Pflichtwidriges angesehen und mit dem Sozialisten Proudhou gesagt hätten: „Eigentum sei Diebstahl". Nein, sie betrachteten den Reichtum als ein den Besitzenden von Gott übertragenes *Amt*, über dessen Verwaltung sie Gott gegenüber müßten Rechenschaft geben, da sie nicht eigentlich Besitzer, sondern Verwalter Gottes seien, dem alle Güter der Erde, alles Gold und Silber und Land gehöre.

So unfrei waren die ersten Christen nicht, daß sie zwangsweise das Eigentum aufgehoben und den Reichen arm und damit den Armen notwendig noch ärmer hätten machen wollen. Vielmehr gab jeder nach Möglichkeit, freiwillig, veräußerte, insoweit es notwendig schien, von dem Seinigen, zu Gunsten der gemeinschaftlichen Kasse, das Uebrige behielt er, aber allerdings mit dem Sinn des Glaubens und der Bereitschaft der Liebe, in der Ueberzeugung, daß alles *von* Gott und alles *für* die Brüder sei. Indem sie sich als von Gott gesetzte Haushälter in allem, was sie hatten, betrachteten, suchten sie eben im Geben und Nehmen einfach *Haus zu halten*. Man *arbeitete*, um mehr Gutes tun und mehr Liebe üben zu können.

Wohl ist nicht zu vergessen, in dieser Weise einen Ausgleich zwischen arm und reich zu finden, war nur in den engen Verhältnissen der ersten, noch kleinen Christengemeinden möglich. Dazu kam, daß es die erste Liebe war, und die ist ja die mächtigste und opferfreudigste, die sich denken läßt, eine Liebe, die nicht berechnet, sondern nur sich hingibt, die keine andere Leidenschaft kennt, als ganz dem Geliebten anzugehören, und zu tun, was er wünscht.

In diesem Verhältnisse der ersten Liebe standen die ersten Gemeinden zu Christus, mit dem ihre Vorsteher, die Apostel persönlich Umgang gepflogen und dessen Spuren noch überall in Judäa und Galiläa sichtbar waren. Als aber die Christengemeinden größer wurden, flossen ihnen, wenn ich so sagen soll, zu viele wilde Wasser und von weniger Liebe begeisterte Elemente zu, als daß solche Einmütigkeit der Gesinnung sich hätte fortdauernd erhalten können. Aber dieses Senkkorn des Glaubens und das stille Feuer dieser Liebe als Grund und Kitt der christlichen Kirche ging ihr nie verloren und zog sich als roter Faden mitten durch das Rettungsseil der Menschheit, das durch die Jahrhunderte sich vom Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel spinnt. Und diese Liebe ist in den letzten 75—80 Jahren in so viel neu gegründeten Ordensgenossenschaften von neuem in mächtigen Garben aufgeflammt. Groß und weit war das Aufsehen, das solch ein neuer Glaube in tätiger Liebe erregte. Sie hatten Gnade bei dem ganzen Volke. „Seht", so sprachen die heidnischen Nachbarn, „wie haben die Leute sich lieb". Die Schriftsteller erwähnen wiederholt, wie die Macht dieser Liebe durch ihren stillen Zauber dem ersten Christentum die wichtigsten Missionsdienste leistete.

Es ist etwas ganz Wunderbares und Wunderliebliches um diese Zeit. Der arme Jesus warf durch arme Fischer nach armen Menschen die Netze aus, „den Armen wird das Evangelium gepredigt", und siehe, vom stattlichen Ratsherrn Nikodemus und Josef von Arimathaea an bis zum Beherrscher der Welt in Konstantin dem Großen mußten sie dem Zuge der Liebe folgen. Wir haben wirklich bei unserem schwachen Glauben und bei unserer von so viel menschlicher Selbstsucht durchzogenen Liebe kein Begriff von dieser Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der alten Christenheit. Niemals zuvor und nie wieder nachher hat die Erde ein solches Schauspiel von Glaube und Liebe, von Tatkraft und Wahrheit geboten. Wenn der Apostel sagt: fides nostra, quae vincit mundum, unser Glaube ist es, der die Welt überwindet, so ist es doch nur der in Liebe wirksame Glaube. Die Liebe, das ist die große Friedensbotin, die Vermittlerin der sich entzweienden Geister und Völker.

Es ist ein sehr beachtenswertes Wort, daß, als der göttliche Heiland nach seiner Auferstehung, wohl das letzte Mal vor seiner Himmelfahrt, noch einmal bei seinen Aposteln am See Genesareth war, er dreimal den Petrus fragte: „Liebst du mich, liebst du mich mehr als diese?" Nach seinem Glauben fragte er nicht, denn den hatte Petrus einst so glänzend bekundet, als er auf die Frage: „Wofür halten die Leute den Menschensohn und wofür haltet ihr mich denn", die schöne Antwort gab: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes", aber nach dem Pulsschlag des Herzens wollte er forschen, der das eigentliche Leben regelt und bedingt, nach der Liebe und zwar zunächst nach der Gottesliebe: liebst du mich? Dann aber hält er nach dem Geständnis: „Ja, Herr du weißt, daß ich dich liebe", ihn für würdig, ihm die ganze Kirche, Schafe und Lämmer anzuvertrauen, weil er weiß, aus der Liebe zum Meister fließt auch die Liebe zu den Gläubigen, die mit Petrus ihn als Meister bekennen.

Im Hause zu Nazareth.

Fromm in Nazareth am Morgen
War das Psalmgebet erklungen
Wie es niemals von der Erde
Zu der Himmelshöh gedrungen.
Nun erhoben sich die Heil'gen,
Ihr Gebet war treu vollendet
Und ihr frommes Sinnen wurde
Jetzt der Arbeit zugewendet.

Sieh, Maria nimmt die Spindel
In der stillen Arbeitskammer,
Und Sankt Josef führt die Säge
Und den Meißel und den Hammer.
Doch das Gotteskind sucht beiden
Weise der Arbeit beizustehen,
Bald zur Mutter, bald zum Vater
Will in Lieb' es helfend gehn.
Jesulind, o komme helfend
Mir mit deiner Gnad' entgegen,
Dem Gebete und der Arbeit
Sende huldreich deinen Segen.
O, auch ich will Tag und Stunden
Stets zu Gottes Ehr' verwenden,
Fleißig sein in Müh' und Arbeit,
Fleißig sein mit Geist und Händen.
O, auch ich will stets den Eltern
Helfend gern zur Seite stehen,
Immer sollen sie mich freundlich,
Immer treu gehorsam sehen.

Es geht auch ohne Schimpfen.

Wer täglich die Zeitungen liest, dem muß es auffallen, wie in ihnen jetzt ein ganz anderer Ton herrscht, als in den Zeiten des Krieges. Was war das alle Tage ein Geschimpf über Wilson, Clemenceau, Lloyd George, über die Grausamkeit und die Rechtsverletzungen der Engländer, Franzosen etc. Die Seiten waren damit so angefüllt, daß nicht bloß Leute, die das Gruseln kannten, sondern auch ruhig und ernst denkende Menschen, die sich fragten: „Wozu das alles? Es dient ja nur, den Völkerhaß zu nähren", unmutig manchmal die Blätter bei Seite legten.

Und jetzt: Kein Mäuschen rauscht, kein Vieuchen summt, kein Mäuschen piepst, es ist, als wenn die Kanonen nie gedonnert, die Maschinengewehre nie gegeneinander gerasselt hätten. Ohne Murren werden die Tatsachen mitgeteilt, die Waffenstillstandsverhandlungen zur Kenntnis gebracht, die Verkehrsbeschränkungen angenommen. Wir sind so friedlich geworden gegen diejenigen, die noch vor ein paar Monaten unsere erbittertsten Feinde waren. Da mag man doch wohl einmal nachträglich fragen dürfen: „Was ist bei allem Geschimpfe *herausgekommen*? Der arme Erzberger, wie hat der Spießruten laufen müssen. Und jetzt lernt man ihn schätzen. Und Wilson? Wie hat man den gezeichnet? Und jetzt zeigt er in seiner Rede über den Völkerbund, daß er doch ein hochgesinnter Mensch und nicht ein Ausbund von Verschmitztheit ist. Hören wir doch zu unserer Freude, daß er dem hl. Vater im Vatikan einen Besuch gemacht, und beide sich in den Gedanken begegnen, die dem Frieden und dem Glück der Völker dienen sollen. Woher kommt nun dieser Umschwung? Sind die Menschen, wenigstens diejenigen, die die öffentliche Meinung machen, andere geworden? Das ist wohl kaum zu glauben, wenn auch in den Kreisen, die von jedem Winde hin und her getriebenen Rohre nicht ausgeschlossen sind. Nein!

Es kommt daher, daß all dem Nörgeln, Kritisieren und Schimpfen durch die strenge Zensur eben ein Riegel vorgeschoben ist. So ist die Luft nicht mehr geschwängert von diesen Kriegsbazillen, die Verstand und Gemüt vergifteten. Die Leidenschaften schweigen, und wo die nicht mehr mitreden können, tritt das ruhige, vernünftige Denken wieder in sein Recht.

Eines nur ist traurig, daß erst polizeilicher Zwang und das Sichfügen *müssen* das zu Wege gebracht haben, was längst die innere christliche Ueberzeugung und das christliche Gewissen uns als Pflicht vorgestellt hat.

Das „Liebet eure Feinde" und das „Selig die Friedfertigen" und das „Nicht Aug um Aug, Zahn um Zahn" und das „Vater verzeih" und das „Wenn du deine Gabe zum Altare bringst und du erinnerst dich, daß dein Bruder etwas gegen dich habe, dann gehe zuvor hin, versöhne dich mit deinem Bruder und dann komme und opfere deine Gabe", all diese schönen Lehren des Heilandes schienen im Kriege vergessen und der alte jüdische Nationalhaß wieder im Rechte zu sein.

Aber merkwürdig. Kaum ist der Kampf da draußen zu Ende, da tobt es im Innern zwischen den politischen Parteien. Es ist ja ein Kampf, der in seinem Ziele noch bedeutungsvoller ist, als der Krieg. Denn in dem letzteren handelte es sich zuletzt doch nur um Erdengüter, die gemessen werden mit dem Maßstab des Geldes, der Ehre, der Machtstellung und der Ländergröße. In diesem politischen Kampfe aber handelt es sich um ideale Dinge, um Religion, christliche Erziehung der Kinder, Freiheit der Kirche und ihrer Einrichtungen, Frieden unter denen, die, wenn auch zu verschiedenen Gesellschaftsklassen, doch zu einem Volke gehören, kurz, um die ganze *höhere Kultur*.

Daß ja jeder von uns auf seinem Posten stehen und das Wort des göttlichen Heilandes beherzigen muß: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich", versteht sich von selbst. Hier darf kein Katholik ein Feigling und ein Drückebruder sein. Nur sollen wir uns hüten, in unserem Reden und Schreiben auf die Gasse zu gehen, um uns da mit denjenigen, die uns mit Kot bewerfen, zu balgen.

Es ist ja leider wahr und tief zu beklagen, es gibt Blätter, die leben von dem Schimpfen über Religion und Kirche und über die, die zu ihr zählen. „Scheinheilige", „Frömmler", „Heuchler", bis zu „Schurken" und „Halunken" und noch mehr solche Namen fliegen wie Feuerfunken in der Ofenröhre, durch die Zeilen solcher Blätter.

Lassen wir uns weder im Reden noch im Schreiben auf dieses niedere Niveau hinab. Noch niemals hat man einen Menschen, noch eine Klasse von Menschen mit Schimpfereien verbessert. Wer das Schimpfen nötig hat, der zeigt dadurch immer, daß er um eigentlich vernünftige Gründe verlegen ist. Die Vernunft ist ruhig und maßvoll, nur die Leidenschaft und die Roheit schimpft. „Der Pfeil des Schimpfes kehrt auf den Mann zurück" und „Wer andere schimpft, den schimpfen auch andere".

Aus dem Tagebuche eines frommen Kommunionkindes.

I.

Was ist das denn, ein Tagebuch? Das ist ein Heft, in welches man alle Tage, oder wenigstens von Zeit zu Zeit hineinschreibt, was man Freudiges und Traurigs, Gutes und Schlimmes an dem Tage oder in der Zeit erlebten hat. Da ist nun vor längerer Zeit ein solches Buch in unsere Hände gekommen; darin hat ein frommes Kommunionkind seine Freuden und Leiden, seine Wünsche und sein Verlangen geschrieben. Das Kind war damals, als es in dieses Buch zu schreiben begann, allerdings schon 18 Jahre alt, aber ich möchte es dennoch ein Kommunionkind nennen; denn Jesus im hl. Sakramente war von Jugend auf seine Freude gewesen und die Tage der hl. Kommunion waren ihm so schöne Tage, daß es in einem eigenen Büchlein von der ersten hl. Kommunion an alle Tage noch der Reihe angeschrieben hat, an welchem es die hl. Kommunion empfangen. Ich selbst werde an diesen Mitteilungen und frommen Ergüssen nichts wesentliches, nur die Namen ändern, damit diese Sprache, wie sie unmittelbar aus einem Gott liebenden Herzen kommt, auch unmittelbar auf gleichgestimmte — und deren gibts viele unter unsern Lesern — Seelen wirke und ähnliche fromme Empfindungen wecke. Wir möchten die Eltern bitten, vor allem ihre heranwachsenden Töchter zu veranlassen, dieses Tagebuch zu lesen, denn alles, was darin geschrieben steht, klingt wie ein Feiergeläute, das an schöne unschuldige Tage und Zeiten erinnert, wie ein Harfenspiel, in dem Melodien ertönen, die dem Weltton zwar fremd und unverständlich, aber um so lieblicher demjenigen erscheinen, dem Frömmigkeit und Tugend, Gott und Unschuld die inhaltreichsten Begriffe des Lebens sind.

N., den 8. Dezember 18 . .

Es ist heute ein herrlicher Tag, das Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä, meiner lieben, guten Mutter, unter deren Schutz ich heute mein Tagebuch beginne. Ich sitze, während ich diese Zeilen niederschreibe, ruhig und zufrieden auf meinem hübschen Zimmerchen, Friede zum mich her und Friede im Herzen.

Gestern habe ich eine Jahresbeichte abgelegt und heute meinen Heiland in mein Herz aufgenommen, und ich habe die besten Vorsätze für das kommende Jahr gemacht. Unter anderm sagte mir mein Beichtvater gestern: „Mag es im Leben gehen bergauf und bergab, halten Sie in allem fest an Gott und lieben Sie die allerreinste Jungfrau Maria recht innig." „Ich bin versichert," sagte er, „daß, wenn man jeden Morgen und Abend auch nur ein einziges andächtiges Ave Maria sagt, es einem in der Sterbestunde nicht schlecht gehen kann." Und das will ich gewiß mit Freuden tun; ich will als ein Kind Mariens sie als meine Mutter lieben und ehren und ihr recht viele Freude machen. Vor allem habe ich mir vorgenommen, den Gehorsam recht vollkommen zu üben. Ich weiß ja, daß Jesus und Maria diese Tugend so sehr lieben. Ich habe mir schon so oft vorgenommen, darin Fortschritte zu machen und besser zu werden. Manchmal ging es auch ganz gut; doch auf einmal waren meine Vorsätze vergessen und ich fiel wieder in die alten Fehler. Doch deshalb darf ich ja den Mut nicht sinken lassen, nein gewiß nicht! Ich bin schwach und elend, das weiß ich, und vermag aus mir selbst nichts. Doch stark werde ich sein durch die Gnade Gottes und den mächtigen Beistand meiner Mutter, die mich sicher nicht verlassen wird. „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt." Diese schönen Worte des Apostels will ich mir oftmals wiederholen und immer an die Gegenwart Gottes und meines hl. Schutzengels denken, und — es wird, es muß besser werden. In siebenzehn Tagen schon feiern wir die Geburt des göttlichen Heilandes, und ich will mich zur Vorbereitung auf dieses Fest mit allem Eifer im Gehorsam üben und kein einziges Mal das göttliche Herz Jesu und meine Mutter durch Ungehorsam betrüben. Ich vertraue auf den Beistand deiner Gnade, o Gott, du wirst mir zum Wollen auch das Vollbringen des Guten verleihen. O Maria, erzeige dich als meine Mutter!

* * *

N., den 25. Dezember 18 . .

Eigentlich ist das Datum unrichtig, denn das liebe Weihnachtsfest mit seinen Freuden und Leiden ist schon vorüber. Warum schreibe ich denn Leiden? Kann das schöne Weihnachtsfest denn auch Leiden mitbringen? Am Vorabende war ich recht, recht betrübt; dafür aber am folgenden Morgen, als das liebe, süße Jesukind in mein Krippchen kam, um so glücklicher und zufriedener. Wie waren Vater und Mutter so böse über uns, als meine Schwester und ich bei der Bescherung fehlten! Doch wir hatten ja gar nicht daran gedacht, unsere guten Eltern zu betrüben. Wie hatten wir uns so sehr gefreut auf den schönen Christbaum! Es tat mir so weh, die Ursache ihrer Betrübnis zu sein, und es war doch gewiß mein Wille nicht gewesen. Doch nachher war alles wieder gut, und Friede und Ruhe kehrten in meine Seele zurück. Und nun hörte ich die feierlichen Glocken in der Christnacht läuten! Schnell stand ich auf und eilte zur Kirche. Es war herrlich! Durch die beschneiten Straßen laufend, trat ich in das hellerleuchtete Gotteshaus. Rauschende Orgel-